

Verzückende Kopien

Im Frankfurter Städel hängt ein Bildnis der Hendrickje Stoffels – wahrscheinlich ein Rembrandt, vielleicht aber auch eine Dublette

„Was mit den Rembrandts geschah, weißt du ja selbst“, schrieb Eleonora von Mendelssohn im Februar 1948 an den befreundeten Basler Kunsthändler Christoph Bernoulli, „nicht einmal Justi hat es damals gemerkt, als ich ihm im roten Zimmer die Kopien zeigte. Sie hingen dort, wo die Originale gehangen hatten, und er stand in Verzückung davor. Niemand kann mir einreden, dass das, was Justi nicht gemerkt hat, diese Kaffern von Nazikommissären je entdeckt hätten.“

Ludwig Justi, der Mann, der sich verzückt Kopien für Originale vormachen ließ, war kein leicht zu beeindruckender Laie, sondern der langjährige Direktor der Berliner Nationalgalerie – und ein alter Bekannter der Familie des Berliner Bankiers Robert von Mendelssohn. Im Frühjahr 1933 tauschte dessen Tochter Eleonora die Rembrandts in der Familienvilla in Grunewald durch offenbar meisterhafte Kopien aus, um die Originale in Sicherheit zu bringen. Nach einer langen Reise durch die europäische Geschichte ist eins der beiden Gemälde, ein Bildnis der Hendrickje Stoffels, heute im Frankfurter Städel ausgestellt. „Einiges scheint dafür zu sprechen, dass im Städel eine Kopie hängt“, sagt der Vorsitzende der Berliner Moses-Mendelssohn-Stiftung, Julius Schoeps. „Das ist eine Vermutung, der nachgegangen werden sollte.“

Hitler wollte das Porträt für sein „Führermuseum“

Auf die Idee von der Kopie sind die Spanierin Carmen Pérez Torrecillas und ihr Mann, der Italiener Simone Botteri, gekommen, die seit Jahren über das rätselhafte Gemälde forschen. Botteri ist ein Nachfahre von Michele Gordigiani, dem mutmaßlichen Kopisten, „einem großartigen Maler und Rembrandt-Liebhaber“, sagt Pérez Torrecillas. Im Februar vor zwei Jahren traf sich das spanisch-italienische Forscherpaar in der Städel-Cafeteria mit dem stellvertretenden Museumsdirektor Jochen Sander. Obwohl ihn die Geschichte nicht recht überzeugte, stellte er eine Röntgenfluoreszenz-Analyse des Gemäldes in Aussicht, die alle Zweifel über die Entstehungszeit beseitigen könnte. Seitdem zögert das Städel die Analyse hinaus. Pérez Torrecillas und Botteri fragen sich, warum.

ERKLÄR'S MIR

Was ist eine Kopie?

Berühmte Maler haben berühmte Bilder gemalt. Zum Beispiel Leonardo da Vinci die Mona Lisa, die im Louvre-Museum in Paris hängt. Auch der Niederländer Rembrandt, einer der größten Künstler nicht nur seiner Zeit, hat sehr bekannte Bilder gemalt. Wer sich solche Originale nicht leisten konnte, konnte jemanden beauftragen, das Bild so genau wie möglich abzumalen. Je besser diese Kopien sind, desto weniger kann man



B. Zetti

sie vom Original unterscheiden. Nicht selten werden Original und Nachahmung sogar verwechselt. So kann es sein, dass in manchen Museen gar nicht die Originalgemälde hängen, sondern Kopien. Im Unterschied zum Kopisten verkauft ein Fälscher seine eigene Kopie oder ein von ihm gemaltes Bild im Stil eines anderen Künstlers als dessen Meisterwerk. Das ist Betrug. **bs**

► Alle bisher erschienenen Erklär's-mir-Texte findet ihr unter www.bzetti.de.



Original oder Kopie? Das „Bildnis der Hendrickje Stoffels“ aus dem Städel

Robert von Mendelssohn, ein Ururenkel des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, erwarb „Hendrickje Stoffels“ 1905, um sie in seinem „Haus voller Rembrandts, Grecos und Stradivarius“ auszustellen, wie sich später der Cellist Gregor Piatigorsky schwärmerisch erinnert. Der Hausherr war mit der italienischen Sängerin und Pianistin Giulietta Gordigiani verheiratet, der Tochter des seinerzeit in seiner Heimat sehr geschätzten Malers Michele Gordigiani. Bei einem seiner Besuche in Berlin – zwischen 1905 und seinem Tod 1909 – kopierte Gordigiani die beiden Rembrandts im Hause, „Hendrickje Stoffels“ und ein „Selbstbildnis im Pelz mit Kette und Ohring“. Was ihn dazu veranlasste, lässt sich heute nicht mehr sagen: Wahrscheinlich war es seine Liebe zu Rembrandt, vielleicht auch der Wunsch der Tochter, einen Platzhalter zu haben, wenn die Originale für Ausstellungen verreiseten.

Als solche Platzhalter dienen die Kopien auch, als Robert von Mendelssohns Erben – seine Witwe Giulietta und die gemeinsamen Kinder Eleonora und Francesco – beschlossen, die Originale am 1. Januar 1933 von der Wand zu nehmen und sie im Depot des Bankhauses Mendelssohn & Co. in Berlin zu lagern. Giulietta lebte damals wieder in Italien, Eleonora und Francesco hatten internationale Karrieren als Schauspielerinnen und als Theaterregisseur begonnen. Doch nur wenig später, im Mai oder Juni 1933, ließ Eleonora die Rembrandts wieder aus dem Tresor hervorholen, um sie vor den Nazis in Sicherheit zu bringen. In der Grunewald-Villa tauschte sie die Bilder aus, schickte die Kopien ins Bankdepot zurück und schmuggelte die Originale im Wagen einer Freundin über die Grenze nach Basel, wo sie der Kunsthändler Bernoulli bei der dortigen Handelsbank einlagern ließ.

Danach geschahen zwei merkwürdige Dinge. Im September 1934 kündigte das „Burlington Magazine for Connoisseurs“ die Ausstellung von „Hendrickje“ in der Den Haager Bachstutz-Galerie an – ob zum Verkauf oder allein zu Werbezwecken, lässt sich nicht mehr ermitteln, genauso wenig, ob das Original aus dem Basler

Tresor oder die Berliner Kopie ausgestellt wurde. Die zweite Merkwürdigkeit datiert auf den 20. April 1938, als die Rembrandts aus Basel nach Berlin zurückkehren, angeblich auf dringenden Wunsch des damaligen Chefs der Mendelssohn-Bank, einem Cousin Eleonoras. Eleonora selbst machte allerdings ihre Mutter für die Rückführung verantwortlich. „Erinnere sie bitte daran“, schrieb sie im Februar 1948 an Bernoulli, „dass ich alle diese Bilder vor dem Zugriff der Nazis ins Ausland gebracht hatte; dass sie, sie allein, diese Bilder wieder zurückge-



Carmen Pérez Torrecillas und Simone Botteri vor dem Bildnis der Hendrickje Stoffels bei einer Ausstellung 2019 in Amsterdam. FOTO: PRIVAT

schleppt hat.“ Und das, obwohl „diese Kaffern von Nazikommissären“ niemals darauf gekommen wären, dass die Rembrandts im Depot der Mendelssohn-Bank durch Kopien ersetzt worden waren.

Als die Nazis die Bilder erst mal wieder in ihrem Machtbereich hatten, ließen sie sich die Beute nicht mehr entgehen. Im April 1942 beugt sich Giulietta von Mendelssohn dem Druck und verkauft „Hendrickje“ für 900 000 Reichsmark an Adolf Hitler, der das Bild seinem geplanten „Führermuseum“ in Linz einverleiben will. Giuliettas Berliner Mittelsmann bei diesem Verkauf, Richard Lange, stellte in einem Brief an das Reichswirtschaftsministerium einige Monate später klar:

„Diese Verkäufe sind nur vorgenommen worden, weil seitens der hiesigen Stellen der dringende Wunsch für die Übernahme der Bilder bezw. des Grunewald-Objektes bestand.“ Auch die Villa musste Giulietta veräußern. Von den vereinbarten Kaufpreisen ging nach den Recherchen der Berliner Provenienzforscherin Irena Strelow wohl nur ein kleiner Teil an die Mendelssohn-Witwe in Italien.

Nach dem Krieg stritten die Erben vor Gericht vergeblich um die Rückgabe des Gemäldes. Die Kunstverwaltung des Bundes, in dessen Besitz „Hendrickje“ nach dem Ende des Naziregimes überging, schreibt heute kategorisch: „Die Provenienz ist geklärt. Ein früherer NS-verfolgungsbedingter Vermögensverlust an diesem Kunstwerk kann ausgeschlossen werden.“ 1967 übergab der Bund das Gemälde dem Städelischen Kunstinstitut in Frankfurt als Dauerleihgabe.

Die Altersbestimmung lässt auf sich warten

Dort schaute sich der Kunsthistoriker Horst Gerson „Hendrickje Stoffels“ näher an und kam zu dem niederschmetternden Schluss, das Bild „mit seiner skizzenhaften Technik“ sei eine Nachahmung aus dem 19. Jahrhundert. Die Welt hatte einen Rembrandt weniger – bis ihn ihr ein anderer Rembrandt-Experte, Ernst van de Wetering, im Jahr 2011 zurückgab. Klug argumentierend wies er Gersons Zweifel zurück und erklärte das Bild zu einer „Beleuchtungsstudie“ Rembrandts. Nur warum es mit „Rembrandt“ – also mit fehlendem R – signiert wurde, konnte er sich nicht erklären.

Mit der Frage allerdings, ob es sich bei dem Gemälde um eine gut gemachte Kopie handeln könnte, beschäftigten sich weder Gerson noch van de Wetering. Auf die Idee kamen erst Botteri und Pérez Torrecillas, weil sie wussten, dass es eine solche Kopie gibt. Anders als beim zweiten Rembrandt-Gemälde, das Michele Gordigiani vor gut hundert Jahren kopierte, fehlt im Falle von „Hendrickje“ jede Spur vom Duplikat – oder vom Original.

„Endlich gute Nachrichten aus Frankfurt“, schrieb im November 2018 der Städel-Vizedirektor Jochen Sander an die „lieben Carmen und Simone“. Im Frühjahr 2019 werde das Städel über einen Apparat zur Röntgenfluoreszenzanalyse verfügen. Damit wolle er „alle unsere

Rembrandt-Gemälde“ untersuchen, „mit der Hendrickje werden wir anfangen“. Mit der Röntgenfluoreszenzanalyse lassen sich die im Gemälde benutzten Farben ermitteln – und sich somit zweifelsfrei feststellen, ob es in der zweiten Hälfte des 17. oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts gemalt wurde.

Doch Sanders Enthusiasmus ist mittlerweile verflogen. An die Geschichte von der Kopie mag er nicht glauben. Und um schnelle Aufklärung ist er nicht mehr bemüht. Vor 2021, erklärt er auf Anfrage, könne er das Bild voraussichtlich nicht analysieren lassen. So schnell wird man also nicht wissen, was mit diesem Rembrandt geschah. **Martin Dahms**

ANGERISSEN

Konzertsaalmierten in Corona-Zeiten

Es geht auch anders

Die Hoffnung stirbt zuletzt. Jene auf einen „normalen“ Saisonbeginn im Herbst dieses Corona-Jahres ist spätestens seit Bekanntgabe der aktuellen Corona-Verordnungen im Land in dieser Woche tot: Bis zu 500 Besucher unter den gebotenen Abstandsregeln – das lässt weder im Theater- noch im Konzertbereich einen normalen Spielbetrieb zu. Und normal meint hier auch – rentabel. Veranstalter – ob mit eigenem Ensemble oder vor allem mit Gastspielbetrieb – können bei gut zwei Drittel weniger Einnahmen pro Konzert, wenn man nur einmal das Freiburger Konzerthaus als Beispiel heranzieht, nicht einmal ihre Kosten erwirtschaften. Von Gewinnen ganz zu schweigen.

Vor diesem Hintergrund befremdet es schon, wenn ein Vermieter wie die für das Konzerthaus zuständige Freiburger FWTM sich offenbar nicht in der Lage sieht, die Mietforderungen zu reduzieren, gleichzeitig aber beteuert, man wolle das Konzertleben Freiburgs keineswegs „wirtschaftlich zum Erliegen bringen“ (BZ, 25. Juni). Aber wird nicht genau das geschehen? Da können Konzertveranstalter und Orchester über viele Variablen nachdenken: Wiederholung von Konzerten an einem Tag, geringere Gagenforderungen – bleibt der Mietpreis konstant, bleibt in der Regel nur eine Alternative: Verzicht.

Es geht auch anders. Das zeigt das Beispiel Stuttgarter Liederhalle. Dort gibt es eine „Corona-Preisliste“, wie Leiter Norbert Hartmann es ironisch formuliert, mit der man den Veranstaltern so weit wie möglich entgegenkommen will, ohne dass das Haus auf seinen Festkosten sitzen bleibt. Rund 50 Prozent Nachlass zeitigt das im respektablen Ergebnis. Auch das Mannheimer Kongresszentrum Rosengarten kündigt gegenüber der BZ an, man werde mit den Veranstaltern über Kompromisslösungen reden. In Hamburg geht man seit jeher einen anderen Weg. In der Laeizhalle und der Elbphilharmonie orientieren sich die Mietkosten an der Höhe der zu erwartenden Einnahmen. Beispiel: Bei Kartenpreisen von maximal 25 Euro kann man die gut 2000 Personen fassende altherwürdige Laeizhalle für 2400 Euro mieten.

Inwieweit sich solches mit der wirtschaftlichen Realität der Stadt Freiburg vereinbaren lässt, ist ein anderes Thema. Nur: Wie die FWTM zu sagen, man wolle das Konzertleben nicht zum Erliegen bringen, aber in Sachen Mietpreise unbeweglich bleiben, lässt die Kultur wenn nicht im Regen so doch in der Corona-Krise hilflos stehen. **Alexander Dick**

Lizenzen von Medienhäusern

Google startet erstmals Bezahl-Partnerschaften

Google Deutschland startet ein neues Programm, um hochwertige Inhalte von Zeitungs- und Medienhäusern auf seinen Diensten Google News und Discover zu präsentieren. Google erwerbe dafür von den Verlagen Lizenzen, die im Gegenzug deren Sichtbarkeit auf Google erhöhen, teilte das Unternehmen am Donnerstag in Berlin mit. Im Rahmen der Partnerschaft könnten Nutzer, die über Google dem Link folgen, auch einige zahlungspflichtige Beiträge lesen. Das neue Angebot soll in Deutschland, Australien und Brasilien getestet werden. Partner in Deutschland sind Der Spiegel, die Frankfurter Allgemeine Zeitung, Die Zeit, die Rheinische Post und der Berliner Tagesspiegel. Weitere sollen folgen – das Medienhaus Springer zeigte sich zurückhaltend. Die Form der Präsentation und Verlinkung wird derzeit erarbeitet. **epd**